

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 15.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2¼ M.

Berlin, 8. April 1888.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4¼ M.

XV. Jahrg.



Die Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms im königlichen Dom zu Berlin. Von J. Wittig. — Siehe Seite 59.



Nachdruck verboten.

## Das Sammetkleid meiner Frau.

Novellette von E. Juncker.

Eine kleine Frau besitzt eine lebhaft, mittheilungsfähige Natur, welche Alles, was sich in den Stunden meiner Abwesenheit ereignet hat, in der größten Schnelligkeit vorzutragen weiß. So geschah es auch heute, daß ich, von meinem Bureau heimkehrend, schon auf der Schwelle des Corridors erfuhr, wir hätten von einem hohen Comité eine Einladung zu einem großen Feste erhalten, welches einem berühmten Dichter zu Ehren gegeben werden sollte.

„Natürlich gehen wir hin,“ schloß die Zauberin ihren athemlosen Bericht, indem sie ihren Kopf zwischen meinen Ueberzieher und meine Brust steckte. „Habe ich doch schon mit fünfzehn Jahren für den großen Mann geschwärmt, seine in Musik gesetzten Lieder mit Vorliebe gesungen und bei einigen seiner Novellen viele, viele Thränen vergossen.“

„Könnten wir den Beschluß nicht besser bei der Suppe fassen, geliebtes Herz,“ wagte ich schüchtern einzuwenden, da ich mich von anstrengender Arbeit erschöpft fühlte.

Diese Bemerkung hatte denn auch sofort den Erfolg, daß meine holde Dora mit dem Rufe: „O, über den armen hungrigen Mann,“ in die Küche flog, um gleich darauf in unserem Speisezimmer die ganze hausräuliche Würde einer seit vier Monaten verheiratheten Frau zu entwickeln.

Ich glaube, daß viele Menschen meinen Geschmack theilen und die weit über die Mittagszeit hinausgerückte Speisestunde für eine der schönsten des Tages erklären werden. Besonders im Winter, wo der klumpige zwischen Licht und Finsterniß um fünf Uhr schon zu Gunsten der Letzteren entschieden ist, kann ich mir kaum etwas Anheimelnderes vorstellen, als eine verständnißvoll geordnete Tafel, auf welcher die Hängelampe ein tadelloses Service bestrahlt, während das Weib Deiner Wahl Dir mit seinen kleinen Händen Speise und Trank reicht. Ich gab mich denn auch dem Zauber des Augenblickes so vollständig hin, daß ich gar kein Arg hatte, als meine Dora immer wieder auf das bevorstehende Fest zurückkam und mich schließlich einem genauen Examen nach der Art solcher Ovationen unterwarf. Armes Weib, — es war an den Rechten gekommen!

„Liebling,“ sagte ich, „ein solches Fest ist einer der tollsten Fastnachtsfeste auf dem großen Markte der Eitelkeiten. Einige hundert Leute, wohlverstandene Leute, nicht Menschen, rotten sich zusammen, angeblich um dem Genius eine Huldigung darzubringen, in der That aber aus rein persönlichen Zwecken. Einen treibt die Neugier, den Andern die Langeweile, den Dritten die Berufspflicht. Die meisten Damen wollen ihre neuesten Toiletten bewundern lassen, von den weiblichen Reportern ganz zu schweigen, welche ein noch nicht klassificirter Bacillus sind, der sich mit grauenvoller Schnelligkeit vermehrt. Mein Unstern hatte mich auf dem letzten derartigen Feste an die Seite eines solchen geführt. Mit der kindlichen Vorstellung, daß ein weißes Gewand nur den Jungfrauen, Bräuten und Engeln zukomme, hatte ich ahnungslos neben einem solchen Platz genommen, und wenn mich auch die reise Fülle des Aeußeren schier verwunderte, den Kern des Wesens hatte ich noch immer nicht errathen. Wie aber ward mir, als meine Nachbarin, welche all meinen Unterhaltungskünften nur ein zerstreutes Ohr geliehen hatte, beim Beginn des ersten Toastes sich von ihrem Sitze erhob, sich dem Sprecher näherte und in dem Notizbuche, das sie aus ihrer Tasche zog, einen stenographischen Bericht schrieb. Wenn ich nach Hause komme, muß der Bericht noch in der Nacht geschrieben und expedirt werden, sagte sie später erläuternd zu mir, denn ich setze eine Ehre darin, zu den pünktlichsten Reportern zu gehören und meine männlichen Kollegen auszustreichen.“

Mein kleines Weib, dessen große, dunkle Augen vor Verwunderung noch größer und dunkler geworden waren, ließ erstaunt ihre Gabel sinken.

„Mein Gott, Erich, was die Frauen heut zu Tage nicht Alles können. Von dergleichen Dingen hatte ich in meiner ländlichen Einsamkeit keine Ahnung, muß auch Dir oft recht dumm und altmodisch vorkommen.“

Ich zog die kleine Hand mit dem glatten, goldenen Reif an meine Lippen.

„Mögen die Himmlischen Dir gnädig erhalten, was Du altmodisch nennst, denn das hat es mir angethan, am ersten Tage, da ich Dich sah.“ Meine Liebeserklärung, die sich an diese Worte anschließen sollte, wurde jedoch im Keime durch die Frage erstickt:

„Auf so einem Feste werden wohl viele Reden von berühmten Leuten gehalten, Erich?“

„Gewiß, mein Herz, daran fehlt es nicht. Die Träger berühmter Namen halten programmäßig ihre Festreden zu Ehren des Gefeierten und setzen seine Ver-

dienste in das hellste Licht, sich der stillen Hoffnung hingebend, daß auch ihnen dereinst das Gleiche geschieht. Jede Epoche hat bekanntlich ihre bestimmten Auswüchse und Lächerlichkeiten, und wie man das Mittelalter nicht nennen kann, ohne der Troubadoure und Liebeshöfe zu gedenken, so wird dereinst auch mit unserer Zeit die Vorstellung an eine epidemische Festnouth verknüpft sein. Zu der That hat die weite Welt noch niemals solche Massenvertheilungen von Orden, Ehrenzeichen und Lorbeeren vorgenommen, von denen es nur zweifelhaft bleibt, ob die Nachwelt sie anerkennen und als Einlasskarten für den Tempel des Ruhmes gelten lassen wird.“

Wenn ich mir im Geheimen geschmeichelt hatte, daß meine Frau Liebe meinen Bemerkungen ein aufmerksames Ohr lieh und meine Ansichten über officielle Monstrefeste theilte, so sollte ich bitter enttäuscht werden. Sie lächelte mich allerdings mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln an, sagte dann aber in bestimmtem Tone:

„Nicht wahr, mein einziger Erich, wir werden das Fest besuchen, Du aber wirst Dich nicht schämen, Deine kleine altmodische Frau dort einzuführen? Im Vertrauen gesagt, Du bist mir ein wenig zu modern mit Deiner Neigung, die häßlichen Seiten der Dinge zuerst und am schärfsten zu sehen; auch bin ich überzeugt, daß meine Augen Herrlichkeiten entdecken werden, die Dir bisher verborgen blieben. Also, wir werden gehen — ja?“

„Natürlich, wenn Du es gern willst,“ sagte ich, einen heimlichen Seufzer erstickend. „Du weißt, ich habe Dir noch nie einen Wunsch abge schlagen.“

„Nein, das ist wahr, mein ritterlicher Mann,“ erwiderte Dora, indem sie meine Rechte zwischen ihre reizenden kleinen Hände nahm. „Du mußt aber auch anerkennen, daß ich darum von dieser meiner Macht nur einen geringen Gebrauch gemacht habe in ganz unerlässlichen Fällen. Heute ist nun aber ein solcher eingetreten, — ich habe eine Bitte.“

„Das wäre also schon der zweite Fall und die zweite Bitte innerhalb einer Stunde,“ wagte ich einzuschalten, jedoch meine Göttin überhörte den Einwurf und flüsterte, ihre Lippen meinem Ohre nähernd, in den süßesten Tönen ihrer silberhellen Stimme:

„Zu dem Feste muß ich nothwendig ein neues Kleid haben, liebes, gutes, einziges Männchen.“

„Bedenke doch, mein Herz, Deine schöne Ausstattung —“

„Hat nicht ein einziges Kleid aufzuweisen, wie ich es zu dieser Gelegenheit gebrauche,“ fiel mir Dora in die Rede. „Da wir im Sommer heiratheten, meinte Mama, es hätte mit der robe triomphante bis zu Weihnachten Zeit, es würde sich bis dahin herausgestellt haben, ob ich in unseren Umgangsreisen überhaupt einer solchen bedürfte. Wer konnte auch ahnen, daß dieses große Fest in den November fallen würde. Mit einem Mittelkleide, deren ich ja zwei besitze, kann ich unmöglich dazu erscheinen, muß also unter allen Umständen ein Schleppekleid haben!“

„Und Dein Brautkleid, meine Liebe?“

Ich werde nie den vorwurfsvollen Blick vergessen, mit dem mein angebetetes Weib mich bei dieser Blasphemie musterte, ebenjowenig die Geberde, mit der sie den Teller zurückschob und ihr reizendes Lockenköpfchen in die rechte Hand legte.

„Erich, Du selbst hast es vor wenigen Minuten gesagt, daß Weiß die Farbe der Jungfrauen, Bräute und Engel sei, und verlangst nun doch, daß ich aus elenden ökonomischen Rücksichten das Kleid, welches ich an dem schönsten Tage meines Lebens getragen habe, den profanen Blicken der Menge und ihren unartigen Bemerkungen aussetze!“

Wie roh ich mir in diesem Augenblicke vorkam, wie demüthig ich meine holde Gebieterin ob des frevelhaften Gedankens um Verzeihung bat, wie bereitwillig ich ihr die schönste robe triomphante versprach, — vorausgesetzt, daß meine Mittel mir eine solche gestatten würden!

„O,“ rief Dora mit einem freudigen Händeklatschen „dann ist Alles, Alles gut, denn über die Mittel verfüge ich bereits!“

Ich sah sie so erstaunt an, als verkünde sie mir die Entdeckung einer Goldmine in unserer hübschen, aber kleinen Miethswohnung, jedoch mein Frauchen ließ sich nicht beirren, wünschte mir mit Hand und Mund eine geeignete Mahlzeit und führte mich dann in mein Arbeitszimmer an meinen Schreibtisch.

„Hier,“ sagte sie, auf das untere große Mittelfach desselben deutend, „hier liegt der Schatz, den wir heben müssen.“ Als sie jedoch meine verblüffte, verständnißlose Miene sah, brach sie in ein helles, fröhliches Gelächter aus und rief muthwillig in die Hände klatschend:

„Ja, hast Du denn ein Mitglied Deiner Familie vollständig vergessen, weißt Du denn nicht mehr, daß in diesem Schubsache Deine Novelle ‚Better Hans‘ eingeschlossen ist?“

Jetzt dämmerte in mir eine gräßliche Ahnung auf. Als ich noch ein namenloser, ganz unbekannter Schriftsteller war, hatte ich die löbliche Gewohnheit, alle

lebensfähigen Kinder meiner Muse zu vernichten. Das Feuer meines Ovens ersetzte mir den Eurotas, und mit qualgemischter, ingrinniger Befriedigung sah ich den kurzen Zudungen meiner geistigen Geschöpfe zu, welche Monate hindurch meine besten Gefährten, die Vertrauten meiner Hoffnungen, meiner ehrgeizigen Wünsche gewesen waren. Der spiritus familiaris des Skeptikers, der nie schweigende Zweifel, welcher nachträglich dem producirenden Schriftsteller so erfolgreich Opposition machte, zischelte mir fein vernichtendes „Aber“ noch immer in's Ohr, als meine Arbeiten schon längst gedruckt und als „beachtenswerthe Werke eines aufsteigenden Talentés“ bezeichnet wurden. „Beter Hans“ jedoch, der letzte Abkömmling jener mit Recht den Feuertod gestorbener Familie, hatte sich der Vollstreckung des Urtheils zu entziehen gewußt. Sei es, daß ich ihm damals eine theilweise Berechtigung zum Dasein zuerkannte und eine Umarbeitung für möglich hielt, oder daß ich ihn mir als warnendes Exempel der zu vermeidenden Fehler aufbewahrt hatte, die That-sache stand fest, daß er lebte, von den hellen Augen meiner Frau neulich entdeckt und jetzt von ihren kleinen Händen an's Tageslicht gezogen wurde.

„Wie sich das gut trifft, geliebter Erich,“ rief sie, das vergilbte Papier durchblättern. „Gestern die Aufforderung des Redakteurs, ihm eine Novelle zum Verkauf an kleine Provinzialblätter für ein Pauschquantum zu überlassen, heute die Einladung zum Feste und hier die Mittel für das dazu nöthige Sammetkleid. Blau muß es sein, weißt Du, blau mit Silberstickerei und eine Schleppe daran, — so lang,“ sagte sie, bis in die Mitte der Stube deutend.

„Ist denn ein solches Kleid, robe triomphante nanntest Du es ja wohl, sehr theuer?“ fragte ich, im Geheimen einen Ueberschlag meiner Kasse machend.

Dora legte das Köpfchen auf die Seite und begann die einzelnen Blätter meiner Arbeit zu zählen. „Wie viel erhältst Du wohl für einen geschriebenen Bogen, liebster Mann?“ flüsterte sie mit ihrer weichsten Stimme. Sie sah so unbeschreiblich reizend bei der Gegenfrage aus, daß ich ihr nothwendig einen Kuß geben mußte, bevor ich die gewünschte Auskunft ertheilte. Dann aber zählte meine holde Gebieterin noch eifriger, rechnete an ihren kleinen Fingern mit der wichtigsten Miene der Welt und jubelte dann plötzlich:

„Es reicht, Erich, es reicht. Fünfhundert Mark mußt Du mindestens für den ‚Beter Hans‘ bekommen, mein Sammetkleid wird aber höchstens fünfhundert und fünfzig Mark kosten. Die fehlenden fünfzig will ich auch gern aus eigenen Mitteln zulegen.“

„Fünfhundert und fünfzig Mark ein einziges Kleid!“ Mein naiver Jungesellenverstand schwindelte vor der ungeahnten Perspektive und sah, wie in einer Offenbarung, die dunkle Rehrseite der reizenden Medaille, die da Weib heißt, Dora dagegen schwang triumphirend das Manuscript und rief:

„Welch ein Glück, daß Du eine so umsichtige kleine Frau hast, die so zur Zeit den Schatz gehoben hat! Nun mußt Du mir aber auch gleich Deine Novelle beim Kaffee vorlesen, damit wir sie spätestens morgen fort-schicken können.“

Jetzt erst erwachte ich aus meiner Betäubung. „Aber Dora, geliebtes Kind, das ist unmöglich. Bedenke doch, daß ‚Beter Hans‘ zu der Familie der Lahmen und Buckligen gehört, daß ich mich seiner schäme und ihn nicht öffentlich anerkennen will. Zudem, wer sollte ihn nehmen? Habe ich doch damals versucht, ihn anzubringen und bin wiederholt zurückgewiesen worden.“

„Damals, vor grauen Jahren, Du unpractischer Mann, ja, das will ich gern glauben. Als das geschah, warst Du auch noch ein ganz unbekannter Mensch, hattest keinen Namen, kein Publicum. Heute aber nehmen sie Deine Sachen unbesehen, und was das Beste ist, — hier trat mein kleines Weib ganz nahe an mich heran, zog meinen Kopf herunter und flüsterte mir in's Ohr: ‚Die Novelle kommt ja nur in die kleinen Provinzialblätter, braucht nicht in die Buchausgabe aufgenommen zu werden, kann Dir darum gar nicht bei der Kritik schaden.‘“

Ja, träumte ich denn? War das mein unschuldiges, unmodernes Landmädchen, welches so dachte, sprach und handelte? Konnten diese Kinderaugen lägen, berechnete man auch hinter dieser klaren, weißen Stirn? Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich ein tiefes Mitgefühl mit dem dummen Adam, und als Dora in mein Zimmer mir voranging, schaute ich unwillkürlich auf den Fußboden, ob nicht ein kleines winziges Endchen des Schlangenschwanzes zu entdecken sei. —

Ich konnte dieser melancholischen Gedanken nicht Herr werden, während der Theeessel lustig brodelte und die kleinen Hände meiner Gebieterin mir den braunen Trank in denkbar größter Vollendung zurechtbrauten. Widerstandslos unterzog ich mich auch ihrem Kommando, den „Beter Hans“ vorzulesen, warf nur noch einen wehmüthigen Scheideblick auf die Havannah, der ich entzogen mußte, und begann. Meine Frau dagegen holte eine mir seit vier Monaten bekannte Häfelci hervor,



welche mich so klassisch ehrwürdig anmuthete, wie weiland Frau Penelopeia's Gewebe.

Zu begann also und las. Die Perioden waren gut gebaut, wenn auch etwas langathmig, die Sprache flüssig, die Naturbilderungen der thüringer Landschaften hübsch. Das Andere jedoch, der Punkt, auf den es ankam, die Menschen, waren Schemen, oder besser, ausgeklügelte, zurechtgestiftete Gestalten meiner Phantasie. Wo hatte ich nur den Rath hergenommen, das zu Papier zu bringen, und wie Recht hatten die Redakteure gehabt, mich mit der Arbeit abzuweisen. Den Vetter Hans, diesen Tugendbold von einem Zimmermeister, der schließlich seinen aristokratischen Nebenbuhler bei der hübschen Tischlermeisterstochter austriecht, hätte ich prägelu mögen, ebenso wie den gespreizten Baron und die sentimentale Lisbeth. Ein fataler, didaktischer Hauch wehte mir aus den vergifteten Blättern entgegen, ich selbst aber kam mir wie ein unerträglich langweiliger Volksschulmeister vor. Dieser Kretin, dieser Wechselbalg einer Novelle sollte unter meinem Namen in die Welt gehen, nur weil meine Frau eine robe triomphante gebrauchte? — Der kalte Angstschweiß trat mir bei dem Gedanken auf die Stirn, und ich hielt eine Minute inne.

„Sehr gut, sehr gut, liebes Männchen,“ sagte Dora, „an einzelnen Stellen sieht man schon die Klauen des Löwen.“

Ich maß sie mißtrauisch von der Seite. Wo war ihr unbefangenes, natürlich richtiges Urtheil geblieben, sog sie sich etwa unbewußt in eine Anerkennung hinein? Und wiederum begann ich mit trockener Kehle und klangloser Stimme die endlosen Reden meines Helden und meiner Heldin zu lesen, heimlich denkend, daß Satan keine empfindlichere Höllenstrafe ausklügeln könne.

Zwei Drittel des Manuscriptes waren bewältigt, da konnte ich nicht weiter, hielt inne und warf einen sehenden Blick auf Dora. O, Triumph, die Penelope-Arbeit war ihren Händen entfallen, ihr Köpchen an die Lehne des Sessels gesunken, und ein süßer Schlaf hatte ihre langbewimperten Augenlider geschlossen! Freilich erwachte sie sofort bei meinem Schweigen, fuhr in die Höhe und rief:

„Das muß man sagen, Erich, Deine Menschen reden wie die Bücher!“

„O Du Kindermund, o Du, Kindermund, unbewußter Weisheit froh, vernichtender konntest Du mich gar nicht richten!“

Schnell sprang ich mit meinem zusammengekrachten Manuscripte empor, lief durch das Wohnzimmer in die Küche, prallte gegen unsere dicke Köchin, riß den Theesessel vom Feuer und warf den „Vetter Hans“ in die heilige Blut unseres Herdes.

Als ich mit leeren, aber reinen Händen zurücktrat, sah ich Dora in der Küchentür lehnen, sich aber sofort umwenden, als ich ihr näher kam.

„Liebste,“ flüsterte ich, „vergib mir. Du mußt es doch zugeben, die Existenz dieses Ungeheuers ist für mich compromittirend, es dürfte nicht länger leben.“

Keine Antwort, mein Weib drehte mir standhaft den Rücken und bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

„O Dora,“ flehte ich, „nur keine Thränen, Du weißt, ich bin schwach gegen dieselben.“

Da umschlangen mich plötzlich ihre Arme, ihre lachenden Augen suchten die meinen, und sie flüsterte:

„Du thatest ganz recht, er war ein ungeschlachter Geselle, Dein Vetter Hans.“

„Du verfiest kleine Frau, warum sagtest Du das aber nicht eher, warum liebst Du mich so lange lesen?“

„Das war nicht meine Schuld, liebster Erich, ich war schon so zeitig eingeschlafen. Nein, das darfst Du nicht beleidigen, sieh, auch ich ertrage mit Fassung mein verbranntes Sammetkleid.“

Die Worte rührten mich, noch mehr der liebevolle Blick, der sie begleitete. Ich begann zu ahnen, wie viel für das Geschlecht „mit langem Haar und kurzem Sinn“ ein großes Fest in großer Toilette zu bedeuten hat, und bewunderte das Heldenthum meiner kleinen Frau. Sie hatte nicht mit mir gergrollt, sondern heiteren Antlitzes den Flammentod des „Vetter Hans“, der für sie die robe triomphante darstellte, mit angesehen. Ja, war ich denn ein so armseliger Stümper, daß ich mir nicht zu rathen und zu helfen wußte? Eine muthwillige Idee kreuzte mein Hirn, und ich rief übermüthig: „Was gilt's, ich schaffe Dir dennoch das Gewünschte!“

Ohne auf die eindringlichen Fragen Dora's zu achten, flüchtete ich mich darauf an meinen Schreibtisch. Es ist dies der einzige Platz, den sie respectirt und in dessen Bannkreis sie ihre lieben kleinen Füße nicht setzt. Auch heute nahm sie mit ihrer Arbeit still in einem Winkel Platz, während meine kitzelnde Feder über das Papier flog, und erst als ich ihr spät am Abend ein Zeichen gab, eilte sie auf mich zu.

„Erich, was hast Du nur heute geschrieben? Es war ganz etwas Neues, das habe ich bemerkt.“

Ich hielt das Händchen, welches liebevollend durch mein Haar strich, fest und zog es an meine Lippen.

„Aus der Asche des Vetter Hans hat sich ein Phönix erhoben, geliebtes Weib. Ich habe gebeichtet, Deine und meine Sünde vor der ganzen Welt.“

Dora erröthete bis zu den Haarwurzeln. „Das Sammetkleid?“ flüsterte sie.

„Ja, das Sammetkleid,“ erwiderte ich, „das Du nun zur Buße Deiner Sünden auf dem Dichterfeste tragen wirst.“

Da ging ein seltsames Leuchten durch die schönen Augen meines Weibes, das nach den beschriebenen Blättern griff, sie prüfend durch ihre Hand gleiten ließ und ihre Zahl mit halblauter Stimme angab. Dann aber wurde ihr Antlitz trübe; sie legte, wie es in kritischen Augenblicken ihre Art ist, den Kopf ein wenig auf die Schulter und sagte wehmüthig: „Erich, Dein Phönix hat keinen Schwanz. Wo bleibt der Rock und die Schleppe? Das Sammetkleid ist ja nur eine Taille!“

„Mit nichts!“ rief ich lachend. „Die Taille und den Rock hatte ich schon in meiner Kassetten; es handelte sich heute nur um die Schleppe, Liebchen, die aber hältst Du in Deinen Händen.“

„O, Du bester Mann!“

Abdruck verboten.

### „Vale senex imperator.“

Zu den Bildern auf Seite 57 und 60.

„Lebe wohl, Du greiser Kaiser.“ — „Vale senex imperator!“ so lautete, weithin leuchtend in silbernen Buchstaben, die Inschrift, welche man auf der Höhe des Brandenburger Thores am Besichtigungsorte weiland Kaiser Wilhelms angebracht hatte, — als letzten Abschiedsgruß Berlin's an seinen geliebten verewigten Herrscher. Die Siegesgöttin, die auf der Empore dieses Porticus ihren lorbeerbesäumten Wagen lenkt, hat schon so manches Mal Berlin in freud'ger Erregung gesehen, — in schmerzlich bewegterer nie. Durch die Säulenhalle desselben Thores, durch welches der sieggekronete Feldherr an der Spitze seiner Truppen drei Mal unter dem Schmettern der Fanzaren und dem Jubel seines Volkes Einzug in die geschmückte Hauptstadt halten konnte, trug man am 16. März seine irdischen Ueberreste hinaus nach dem kleinen Mausoleum im Schloßpark zu Charlottenburg. Im Volksmunde gilt der Freitag als ein Tag des Unglücks und des Jammers, und in Wahrheit, — ein Tag herberer Trauer und tieferen Schmerzes als jener Freitag, da des großen Kaisers Herz zum letzten Male schlug, ist in den Annalen deutscher Geschichte seit langem nicht zu verzeichnen gewesen.

Und abermals an einem Freitage hat man ihn, den Vater des Volkes, den senex imperator, zu Grabe geleitet. Im Dome, da wo Preußen's erster König beigesetzt, war auch des ersten deutschen Kaisers Leiche aufgebahrt worden. Das Bild auf der Titel-Seite dieser Nummer wird allen denen, welchen es nicht vergönnt gewesen ist, noch einmal in das milde, hehre Antlitz des Verbliebenen schauen zu können, als würdiges Erinnerungsbild an die Tage der Trauer willkommen sein. Freilich, — die ganze erhabene Großartigkeit des Eindrucks, welche diese, in blühende Blumen hineingebettete kaiserliche Leiche in jedem Beschauer wachrief, kann keines Zeichners Sift, wie keines Malers Farbe und keine Beschreibung wiedergeben. Die feierliche Decoration des Domschiffs, durch das es wie ein Schauer der Ewigkeit wehte, die eigenartige Beleuchtung, der Blüthenflor, der rings um den Katafalk ausgebreitet war, und nicht zum wenigsten die Ehrenwache der meist im Dienste des entschlafenen hohen Herrn grau gewordenen Männer, — all das wirkte mit, die Stimmung jedes Einzelnen zu einer hoch weisevollen zu gestalten. Und nun der Blick auf das Todtenlager des verewigten Herrschers, in das bleiche, gütige Antlitz, das zum ewigen Schlummer auf die Brust hinabgeneigt war! ... „Vale senex imperator!“

Kalt und frostig dämmerte der Morgen des 16. März herauf. Stahlblau wölbte sich der Himmel über der Reichshauptstadt, doch schneidend strich der Wind durch die Straßen, — das war ein echter Wintertag! Wer noch am Abend vorher die Linden besucht, der hätte die Umwandlung, die sich hier im Laufe der Nacht vollzogen, kaum für möglich gehalten. In der That, — man hatte Uebermenschliches geleistet. Binnen wenigen Stunden hatte die breite Straßenseite einen Trauerkranz angelegt, wie er würdiger und der schwerwiegenden Bedeutung dieses Tages angemessener nicht sein konnte. So weit das Auge reichte, schaute es auf schwarz verhüllte Häuserfronten, auf wehende Trauerflure, auf dunkle Postamente, deren Höhe Feuerbeden krönten. Der riesenhafte Baldachin am Kreuzungspunkte der Linden mit der Friedrictstraße gliederte einen idealen Tempelbau. Die Hermelinschwärze, die von der mächtigen Kaiserkrone auf der Kuppel nach den vier Seiten hinabglitt, hob sich hellglänzend vom schwarzen Untergrunde ab.

Vor der in eine Halbrunde umgewandelten Hauptwache war eine Reihe verhältlicher Obeliskten aufgestellt worden, deren beide größten inhaltsschwere Inschriften in goldenen Lettern trugen. Die Domschwarz prangte in weisevoller Schöne, und auf der entgegengesetzten Seite der Linden stimmerte vom Fries des Brandenburger Thores, oberhalb des mächtigen Reliquiums, das silberne Säulen stützten, der Scheidegrub: „Vale senex imperator!“

Zwölf Uhr Mittags. Drinnen im Dome hatte Oberhofprediger Kögel seine schlichte und doch jede Faser des Herzens berührende Trauerrede beendet, und nun donnerten die Salven der Artillerie über die Stadt und mischten sich in das Glockengeläut, das von allen Thürmen der Residenz ertönte. In den Feuerbeden loderten die Flammen auf, die Musik intonirte den Beethoven'schen Trauermarsch, — der Zug, der dem verewigten Herrscher das Geleit geben sollte, rangirte sich. Kavallerie-Escadrons eröffneten ihn. Der Sonne Strahl blühte über die Stahlhelme der Garde du Corps, doch sonst trug alles Leuchtende an der Montur der Truppen den verhüllenden Florfchleier. In dieser großen und mächtigen Trauergemeinde bildete nur die Schar der Hof- und Leibpagen in ihren scharlachrothen, reich mit Gold geschmückten Röcken eine farbige Unterbrechung. Hinter der Dom-Geistlichkeit zeigte sich die stau-

liche Gruppe der Insigenten-Träger, in welcher der Kriegsminister mit dem Reichsschwert in der Rechten und der Minister des Inneren mit dem Scepter auf goldbrocatenem Kissen durch ihre äußeren Erscheinungen am meisten auffielen. Dann aber nahete sich unter Voranschritt der obersten Hof-Charzen, der prunkvolle Wagen mit dem Sarge der todten Majestät. Aus einem Bette von duftenden Blumen ragte der Purpurfarg hervor, den ein goldener Ritterhelm mit herabgelassenem Bistt und ein Schwert mit breitem Kreuzgriff krönten. Und nun ging eine lebhafte Bewegung durch die Reihen der Zuschauer, denn jetzt erichien in breitem Zwischenraume die schlanke, vornehme Gestalt des Kronprinzen Wilhelm. Ganz allein, nicht gefolgt von Haupten, wohl aber das helle Auge schmerzumsflost und fest auf den düsteren Trauerwagen vor sich gerichtet, schritt er dahin, — jeder Zoll ein König. Er war im Mantel, und vom wallenden Federbusche seines Helms herab sloß ein schwarzer Schleier. Aller Augen richteten sich auf den jungen Fürsten, die Zukunft, die Hoffnung, das Glück des Landes.

Die Glocken klangen noch, als der kaiserliche Leichenwagen das Thor passirt hatte, — in ihren dumpfen Metallton aber schien sich der Schmerzensruf des ganzen Volkes zu mischen: „Vale senex imperator!“

Klaus von Rheden.

Abdruck verboten.

### Landestramer.

Ein Wort an unsere Frauen.

Von Eufemia Gräfin Ballestrem.

Seine Majestät der Kaiser und König Friedrich hat in seinem Erlass über die Landestramer um den allgeliebten, unversehrten Kaiser Wilhelm die Dauer derselben dem Gefühle eines Jeden seiner Unterthanen anheim gegeben, wohl wissend, daß diese Gefühle so mächtig, so wahr und überwältigend sind, wie noch nie bei dem Tode eines Monarchen. Und in Wahrheit war der hochselige Herr und seine ehrwürdige Erscheinung so eng verwachsen mit dem Herzen seines Volkes und des ganzen deutschen Reiches, daß wir seinen Heimgang zu Gott betrauern, wie wenn ein Vater von uns geschieden ist, — und ein Vater war er uns Allen, und als einen Vater werden wir ihn beweinen, dessen Name unsterblich lebt in der Geschichte.

Wenn wir uns also gebrängt fühlen, die tiefste Trauerleidung anzulegen, so geschieht dies im innigen Einklang mit den Gefühlen unsres Herzens. Wohl ist es wahr, daß die äußere Trauer unabhängig ist von der Trauer des Herzens, und wir kennen Viele, welche in bunten Farben einhergehen und innerlich tiefer betrübt sind, als Jemand es zu ahnen vermöchte, — dennoch stimmt die schwarze Farbe besser überein mit den ernstesten Gedanken, die uns durchziehen, mit dem Leid, dem Schmerz und dem Mitleid, das wir empfinden.

In früheren Zeiten trauerte man in weißen Kleidern, und wohl mag es ein unverkürzener Accord aus jenen Tagen sein, daß heute noch das schwarze Bienenkleid der Königin von Preußen weiße Aufschläge und Schleifen zieren. In der That hat die weiße Farbe, eben weil sie, wie schwarz, keinen ausgesprochenen Farbenton aufweist, große Berechtigung für den äußeren Ausdruck dieser Gefühle, denn sie deutet sinnreich darauf hin, daß der, den wir betrauern, nun vor Gott das fleckenlose Gewand der ewigen Seligkeit erhalten hat, wie wir auf Erden es hoffen und den Erlöser darum ansehen. Leider hat aber das schwarze Kleid das weiße Trauergewand verdrängt, und wir sind darauf angewiesen, durch seine düsteren Falten anzudeuten, daß wir den Verlust eines geliebten Wesens zu beklagen haben.

Indem wir also das kreppegeigte schwarze Wollkleid und den mit einer Fledde versehenen, geschlossenen Kreppe-Dut um den hochseligen Kaiser anlegen, erfüllen wir damit eine Pflicht, selbst wenn das Herz uns dieses äußere Zeichen der Trauer nicht gebieten sollte. Doch Gottlob, nur Wenige werden es sein, welche dabei nichts empfinden und das Trauerkleid nur um der Etikette willen tragen. Die Pflicht aber, welche uns preussische und deutsche Frauen in das schwarze Gewand hält, sollte uns Allen klar sein, weil sie, abgesehen von unserem Herzensbedürfnis, einen tiefen Sinn birgt.

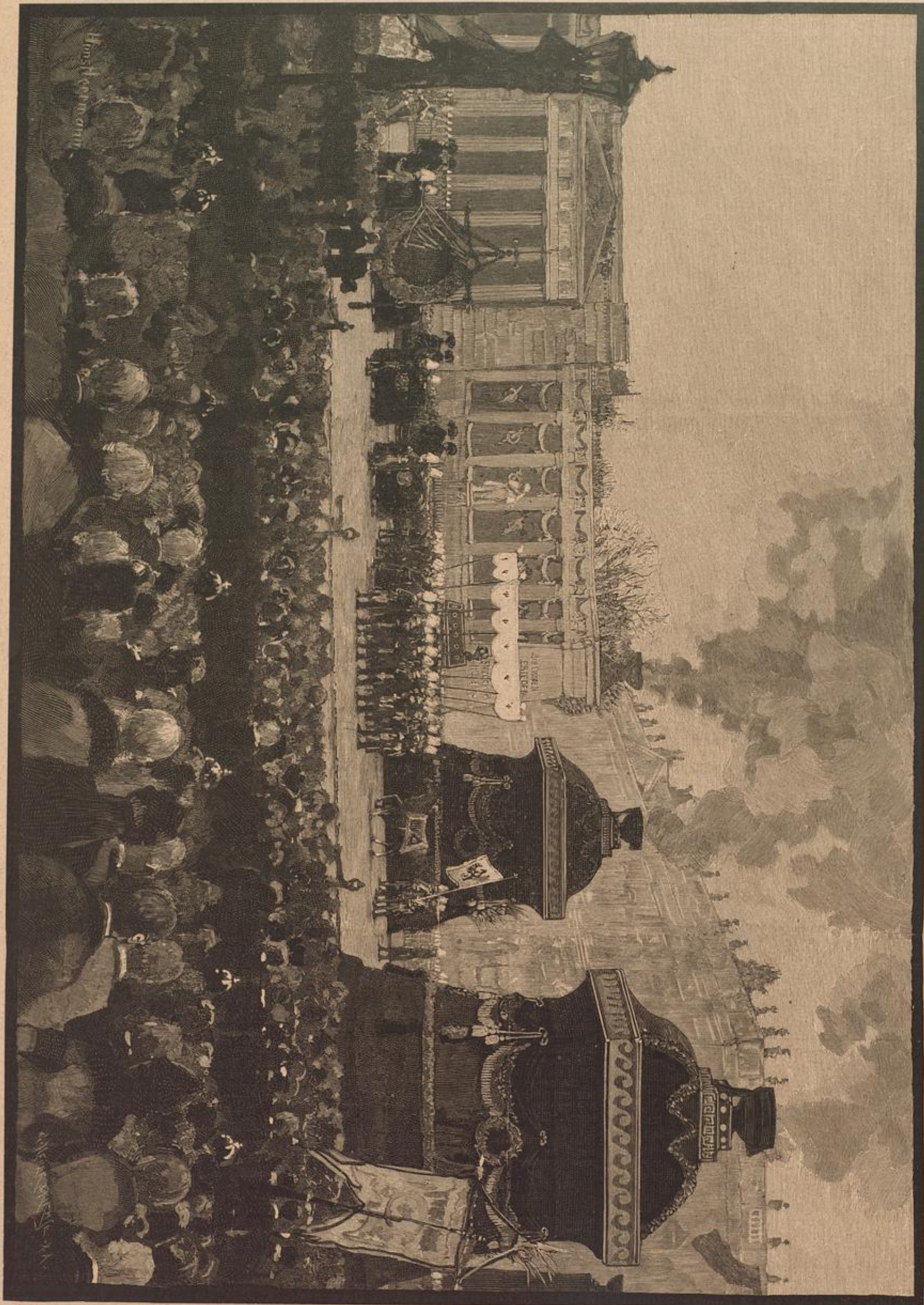
Derselbe weist in erster Linie auf die Trauer hin, welche der Erbe des Thrones, S. M. Kaiser Friedrich, um seinen heimgegangenen Vater und Souverain trägt. Wir Unterthanen sollen und müssen diesen Schmerz ehren durch das Trauerkleid, weil wir durch dasselbe auch äußerlich andeuten wollen, daß wir Eins sind mit unserem Kaiser und König, mit seinem erhabenen Hause, dessen Stützen unsre Loyalität ist.

Dann aber sollen wir, die wir durch Erziehung und Bildung erziehend und bildend auf das Volk wirken müssen, durch unser Trauerkleid zum guten Beispiel werden für die niederen Klassen. Nicht, daß wir verlangen, die Frau aus dem Volke, welche kaum soviel hat, um den Zbrigen satt zu essen zu geben, solle gleichfalls hinzugehen und sich Trauerkleider kaufen, — ein solches Verlangen wäre absurd; aber wir, die wir so situirte sind, daß die Landestramer zu tragen uns unsere Verhältnisse erlauben, wir sollen durch unser schwarzes Kleid um den verbliebenen Kaiser dem Volke zeigen, daß wir Patrioten sind, und je mehr ihrer sind, um so viel mehr werden ihrer werden, denn die Kraft des Beispiels ist ohne Grenzen.

Also aus eigenem Herzensbedürfnis, aus Achtung vor dem jetzigen Kaiser und König und zum guten Beispiel für das Volk sollen wir die Landestramer tragen. Was nun deren Dauer anbelangt, welche Kaiser Friedrich dem Gefühle seiner Unterthanen großmüthig anheim gegeben hat, weil er weiß, wie sehr sein Volk Kaiser Wilhelm I. liebt hat, so muß uns die Frist der angesagten Hoftrauer zur Norm dienen, und sollte es meiner Ansicht nach auch den Offizierdamen sein, trotzdem für die Armeestramer nur die Hälfte der Zeit der Hoftrauer anbefohlen worden ist. Für letztere ist ein Vierteljahr fixirt worden, und eher sollten auch wir die äußeren Zeichen unserer Landestramer nicht ablegen.

Gewiß, es bedarf keines Appells an die Mehrzahl preussischer und deutscher Frauen, um diesen Zeitraum von ihnen zu fordern, aber wir sollten einmüthig die Frist einhalten, um damit zu zeigen, daß wir auch unbefohlen uns Eins fühlen mit dem Hofe unseres allergnädigsten Landesherrn, dessen Herz sich wahrlich nicht in seinen Unterthanen, am wenigsten aber in den Frauen seines Reiches getäuscht haben soll.





Die feierliche Ueberführung der Leiche Kaiser Michiels vom Königl.ichen Dom nach dem Mianfolum in Charlottenburg. Von Hans Herrmann. — Siehe Seite 59.



Kadaver verboten.

### Morgenländisches Frauenleben.

Von Heinrich Brugsch.

**D**er blasse Reid muß es den Morgenländern auf afrikanischer und asiatischer Erde lassen, daß sie die Damenwelt wie das kostbarste Kleinod zu schätzen und zu hüten wissen. „Die Vollmonde“, unsere Augen“, und wie immer die Lieblingswörter zur Bezeichnung der schöneren Hälfte des östlichen Menschengeschlechtes lauten mögen, würden es hart empfinden, wenn es anders wäre. Die goldene Freiheit, welche unsere Sitten und Gewohnheiten den Frauen und Mädchen im geselligen Verkehr inmitten einer nicht zur Familie gehörigen Männerwelt gestattet, erscheint den Orientalinnen wie eine beleidigende Zumuthung, und nichts ist irriger, als die landläufige Ansicht „unserer Augen“, als würde von ihren Schwestern im Orient die strenge Absperrung von der Außenwelt als eine Art von Zwang empfunden. Den dichten Schleier, welcher ihr Gesicht vor den Blicken der neugierigen Männer auf offener Straße verhüllt, und die eng geschnittenen Holzgitter vor ihren Fenstern im Hause begründen sie wie sprechende Symbole der Liebe des Mannes, welcher eifersüchtig seinen Schatz zu bergen weiß und jeden Versuch des Unberufenen, sich demselben zu nähern, als die höchste Beleidigung betrachten würde.

Das wissen auch die Männer im Orient sehr genau und beobachten der Sitte gemäß den Frauen gegenüber die vorzüglichste Zurückhaltung. Kein männliches Wesen wird ein fremdes Haus betreten und etwa die schmale Treppe besteigen, welche vom Hofe aus zu den oberen Gemächern führt, ohne vorher in die Hände zu klopfen und ein lautes „Ich bitte um Verzeihung!“ auszusprechen. Und fügt es der Zufall, daß ihm eine Hausfee entgegenkommt, so wird sie häufig den Zipfel ihres Kopfstüches vor das Gesicht ziehen und mit dem Ausdruck angewohnter Ueberraschung die Worte: „O, ich Unglückselige! O Du Ketter, o Du Hefler in der Noth!“ ausrufen. Sie wendet sich damit an Gott, um sich aus einer freilich nur scheinbaren Drangsal zu lösen. Auf der Straße gilt es als eine ausgemachte Unhöflichkeit oder Frechheit, auf eine Frau, trotz ihrer dichten Umhüllung und ihres Schleiers, den Blick zu richten. Sie gar anzureden, wagt Niemand, denn der Unbesonnene läuft Gefahr, in erster Weise zurechtgewiesen und vielleicht selbst zur Polizeigeheule zu werden. Arm oder reich, alt oder jung, immer steht die Frau unter dem Schutze der Denslichkeit.

Selbst dem eigenen Manne ist es nicht gestattet, nach guter europäischer Sitte der Frau den Arm zu reichen und mit ihr spazieren zu gehen. Die Gattin, sein „Vollmond“, bleibt ihm auf der Straße fremd, und keine Macht der Erde wäre im Stande, den Mann zu bewegen, sich auf der Gasse seiner Ehegattin zu nähern. Ist ein gemeinsamer Ausgang unvermeidlich, so nimmt der Hausherr vor und hinter der Gemahlin mindestens zwanzig Schritte Distanz, um jedem Ansehens aus dem Wege zu gehen, als gehöre die verkleidete Dame ihm an.

Das morgenländische Haus mit seinem goldenen Käfig, in welchem die Herrin als die eigentliche Beherrscherin thronet, verdankt die auffallenden Eigenthümlichkeiten seiner Anlage und seines Baues durchaus den gebotenen Rücksichten gegen die „Vollmonde“ am Frauenhimmel. Der Haupteingang ist so eingerichtet, daß Niemand im Stande ist, von der geöffneten Hausthür aus einen Blick in das Innere des Hofes zu werfen; denn eine Gangsperrle liegt quer davor, welche durchwiesen werden muß, um nach jenem zu gelangen. Fenster im Parterre, nach unserer Art zu reden, gehören zu den Unmöglichkeiten im Orient, da man ja sonst einen Blick durch die vergitterten Fenster in die dahinter liegenden Gemächer werfen könnte, um in das „Geheimniß des Volkes im Hause“, eine schöne Umschreibung für die weibliche Familie, näher einzudringen. Keine Fensteröffnung darf außerdem so niedrig angebracht sein, daß ein Kameelreiter Gelegenheit fände, mit Erfolg sein Auge gleichsam durch die Mauer zu werfen. Die breiten und hohen Fenster in den oberen Stockwerken sind natürlich durch dichtgeschlossene Holzgitter von außen her abgeperrt, damit auch nicht der zuthuliche Nachbar gegenüber einen verstoßenen Einblick in das Innere der Zimmer gewinnen könnte. Im Hofe selber ist gewöhnlich ein Doppelpforten sichtbar, der eine für den Herrn, der andere für die Damen des Hauses bestimmt. Eine vorgepannte, dunkelgefärbte Decke kennzeichnet diesen als ein verbotenes Thor, ähnlich wie ein ausgestecktes weißes Handtuch an dem Eingange eines öffentlichen Badehauses den Strohgänger in stummer Sprache darüber verständigt, daß zur Stunde Damen die inneren Räume des Bades in Besitz genommen haben. Bei Prinzessinnen und Frauen von hohem Range gebietet der Anstand, daß selbst beim Ein- oder Aussteigen in oder aus dem Wagen vor dem Hause die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Von dem Thorwege aus bis zum Wagenschlag hin wird nämlich eine Doppelreihe von Zeltdächern betriebsmäßig aufgestellt, und der Gang in der Mitte dient den verhältniß Frauen als Weg nach oder von ihrem Gefährte.

In Persien werden die Sitten in Bezug auf die weibliche Absperrung strenger als in irgend einem anderen Lande des Orients innegehalten. Bei ihren Ausgängen erscheinen dort die Damen in einer so undurchdringlichen Verhüllung, daß unter dem Gesichtsschleier selbst die Farbe der Augen nicht unterschieden werden kann. Am Hause zeigen sich nicht einmal im oberen Stockwerke, wenn überhaupt ein solches vorhanden ist, vergitterte Fenster, sondern eine langweilige Mauer bildet die schmucklose Fassade. Hinter dem Haupteingange liegen zwei gepflasterte, auf einander folgende Höfe, in deren Mitte sich ein breites, gewöhnlich mit Goldfischen belebtes Wasserbecken befindet. Blumen in Beeten oder in Töpfen lassen die äußeren Mäander der Bassins ein. Die Zimmer, welche nach dem ersten Hofe hinaus liegen, gehören dem Herrn und der männlichen Bevölkerung im Hause an. Sie führen in ihrer Gesamtheit den Namen des Birun, d. h. „des Aeußeren“, während im zweiten Hofe, dem sogenannten Enderun, d. h. „des Innern“, sämtliche Gemächer für den Aufenthalt der Damenwelt und der weiblichen Dienerschaft bestimmt sind. Wie bei den Türken und Arabern das Wort Harem eigentlich so viel als „das Verbotene“ von den Frauengemächern verstanden und dann auf die Frau selber übertragen wird, — unser deutsches Frauenzimmer schließt ja in einen ähnlichen Doppelsinn in sich, — so spielt das persische Enderun, „das Innere“, eine ähnliche Rolle.

Besucht man einen orientalischen Freund in irgend einer Stadt des Orients und hört vom Thürhüter die Worte: „Unser Herr ist im Harem“ oder „im Enderun“, so heißt das so viel,

als: „Mein Herr ist im Kreise seiner Familie und will nicht gestört sein.“ Kein Geschäft und keine Veranlassung sonstiger Art ist dringend oder stark genug, um den Diener zu bewegen, seinen Gebieter herauszurufen. Sich nach dem Wohlbefinden der Frau zu erkundigen, gilt bei den Morgenländern als eine unanständige Frage, da sie nähere verwandtschaftliche Beziehungen voraussetzt, die sie zu rechtfertigen im Stande wären. Bekannte, welche sich aus besonderen Gründen, z. B. bei eingetretener schwerer Erkrankung der Frau oder einer Tochter, veranlaßt fühlen, ihre Theilnahme für die Besserung der Leidenden auszudrücken, wählen lieber Umschreibungen, um das directe Wort Harem zu umgehen. Nur den nächsten männlichen Blutsverwandten der Frau ist es gestattet, dieselbe in ihrem abgeschlossenen Bau zu besuchen und unverhüllt zu sehen und zu sprechen, jedem Anderen, — sonderbarer Weise mit Ausnahme des regierenden Fürsten, — ist bei Todesstrafe der Eintritt in „das Geheimniß“ untersagt.

Das religiöse Gesetz erlaubt in gewissen Fällen dem Manne, vier Frauen zu gleicher Zeit zu besitzen, doch habe ich niemals Gelegenheit gehabt, bei meinen zahlreichen Freunden und Bekannten im Orient diese mormonische Unsitte zu beobachten. Sie lebten scheinbar glücklich und zufrieden mit ihrer einzigen Frau und offenbaren selbst scherzweise keine Sehnsucht nach einer Vermehrung der Haremszahl. Sie vertheidigten bei einer Erörterung dieser heissen Frage jedesmal den sittlichen Standpunkt und sprachen sich abfällig über diejenigen aus, welchen etwa der Reichtum oder die Stellung den Frauen-Luxus gestattete. Hierzu kommt, daß der Haushalt bei mehreren Frauen ein kostspieliger wird und die gegenseitige Eifersucht zu Mord und Todtschlag anstachelt. Nur die regierenden Fürsten folgen noch gegenwärtig der altherkömmlichen Sitte, sich einen Vierer-Harem zu halten, welcher mit seiner zahlreichen weiblichen Dienerschaft, einschließlich der schwarzen oder braunen Sklavinnen, gesonderte Haushalte bildet und getrennt von einander eigene Paläste oder Serai (Serails) bewohnt. Aber auch hier giebt es rühmliche Ausnahmen von der Regel, wie beispielsweise den gegenwärtigen Khediv von Aegypten, welcher sich nur mit einer Frau vermählt hat.

Ueber die in Lied und Wort viel gepriesene Schönheit der orientalischen Frauen läßt sich, glaube ich, streiten. Ich habe freilich nur christliche Orientalinnen oder Levantinerinnen zu sehen Gelegenheit gehabt, aber die mündlichen Erzählungen europäischer Damen, welche in die verschiedensten Harems Zutritt erhielten, haben mein eigenes Urtheil bestärkt, daß die wahre Schönheit der Morgenländerinnen nicht so häufig anzutreffen ist, als gewöhnlich angenommen wird. Die schwarzen Gazellen-Augen mit den dichten, mondformigen Augenbrauen darüber verhehlen ihre bestechende Wirkung nicht, aber sie tragen nicht dazu bei, ein unschönes Gesicht schöner zu gestalten. Für den heutigen Orientalen selber liegt der Inbegriff der weiblichen Schönheit in einem rothbäckigen, runden Vollmonds-Gesicht und in einem respectablen körperlichen Umfange. Um ihre wirkliche oder vermeintliche Schönheit zu erhöhen, bedienen sich die Damen im Morgenlande einer Menge kosmetischer Mittel. Man schminkt das Gesicht, man schwärzt und verlängert die Augenbrauen, man zieht dunkle Streifen um den unteren Rand des Auges, man färbt das Haar und röthet die Nägel an Händen und Füßen, mit einem Worte, es geschieht das Mögliche, um mit Farbe und Schminktöpf die angeborenen Reize der körperlichen Schönheit zu erhöhen, oder die fehlenden durch Farbensäufungen zu ersetzen.

Die Morgenländerin altert früh, meist infolge der Heirath in der jugendlichen Lebenszeit. Frauen von zehn bis zwölf Jahren gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten und werden von den Eingeborenen als vollständig heirathsfähig angesehen. Vom vierundzwanzigsten Jahre an welkt die junge Frau zulehends dahin, sie wird apathisch und findet nur noch in den Vergnügungen des abgeschlossenen Haremslebens die verlorenen heitere Stimmung für ein paar Augenblicke wieder. Eine Mutter, welche der Bildung nach unseren europäischen Begriffen vollständig daar ist, besitzt nicht die eigene Befähigung, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten. Die männlichen und weiblichen Sprossen der Familie, in stetem Umgange mit rohen und naturwüchsigen Eunuchen und mit Dienern und Dienersinnen aus der Hefe des Volkes, wachsen wie halbe Wilde auf und lassen es an Ungezogenheiten, Störigkeiten, Eigenwillen und schlechten Redensarten nicht fehlen.

Vergnügungen nach unseren Vorstellungen, wie Theater, Concerte, Bälle u. s. w. kennt das Morgenland nicht, und die Haremswelt ist darauf angewiesen, sich im eigenen Heim entsprechende Genüsse zu verschaffen. Bei ihren geselligen Zusammenkünften, die im Hause oder in einem gemietheten Bade stattfinden und oft den ganzen Tag über dauern, steht das Geklatsch obenan. Die böse Zunge kommt zur vollsten Geltung, Intriguen werden angeponnen und Anekdoten zum Besten gegeben, deren zweifelhafter Inhalt das reine Gemüth der anwesenden Kinder, Knaben und Mädchen, frühzeitig vergiftet. Bei festlichen Zusammenkünften dienen Tänzerinnen und Sängerinnen zur Erheiterung der Damenwelt, wobei die Hände zum Takte der stampfenden Füße in einander geschlagen werden oder ein bewunderndes, langgezogenes „Ah!“ oder „O Gott!“, nämlich: „Wie schön das ist!“ sich der Brust entringt. Reiches Lichterglanz, zahlreiche Blumen und berauschende Getränke nach den dargebotenen Kaffees und Scherbets gehören als selbstverständliche Vorbedingungen zu einem derartigen Feste, von welchem natürlich jedes männliche Individuum ausgeschlossen ist. In der Einsamkeit des häuslichen Daseins nimmt die Küche und die Versorgung des Hauswesens die freie Zeit des Harems in Anspruch. Da nur wenige Damen im Stande sind, zu lesen, so kann von einer Lectüre geschriebener oder gedruckter Bücher in den Museen keine Rede sein. Man spielt die Laute, beschäftigt sich mit kunstvollen Stickerien, oder führt eine Unterhaltung mit dem gestrengen Eheherrn, dessen gute-Laune bestens ausgenutzt wird, um ihm das Versprechen kostbarer Geschenke abzugewinnen. Diamanten und andere Edelsteine, Perlen und goldene Schmuckgegenstände, werthvolle Stoffe, und was sich ein Harem sonst nur immer wünschen kann, werden als Beweismittel der Liebe des Ehegatten mit schmeichelhaften Worten erbeten und mit bedredter Sprache der Reid auf reicher geschmäckt. „Schwestern“ in das Feld geführt. In vornehmen Häusern wird eine unglaubliche Verschwendung nach dieser Richtung hin getrieben, und ganze Vermögen gehen durch den bewilligten Aufwand zu Grunde. Ich kannte einen Pascha, dessen Damen sich sogar die Schuhe mit Diamanten besetzen ließen und dadurch den tiefsten Groll des ganzen Harems seines regierenden Fürsten erregten. Er kam zum Sturze und endete sein Leben kläglich auf einem Trombare, das ihn durch die Wüste nach einem fern gelegenen Verbannungsorte tragen sollte. Und das hatten mit ihrem Glanze die diamantenen Schuhe gethan!

In denjenigen Städten des Morgenlandes, in welchen die europäische Civilisation sich breit macht und die Pariser Modistin ihren Einzug gehalten hat, wird seit etwa einem Jahrzehnt die europäische Mode in Tracht und Zimmerausstattung bemerkbar. Selbst an kostbaren Flügeln und prachtvollen Stupuhren fehlt es nicht, obgleich keine Haremsdame auch nur eine Taste kennt, und der Stundenweiser für die orientalische Zeitrechnung keinen Werth besitzt. Man beunigt sich damit, auf die Tasten zu schlagen und die Zeiger so lange zu drehen, bis die Uhren still stehen. Mir ist ein fürstlicher Harem bekannt, in welchem nicht weniger als einhundertundfünfzig Flügeln aufgespeichert stehen. Die genaue Zahl wurde mir durch den Klavierhimmer verrathen.

Der vornehme Harem liebt es gegenwärtig, sich nach neuester Pariser Mode zu kleiden bis zum Hute mit dem dünnen, weißen Schleier davor, durch welchen die Züge des Gesichtes indeß deutlich genug hervortreten. Doch wird gegen diese Keuenerung von Seiten der mohammedanischen Geistlichkeit mit aller Strenge geeifert und den frommen Gläubigen empfohlen, ihren Harem zur alten, guten Sitte zurückzuführen. Dies Verbot hat jedoch nur den Erfolg gehabt, daß die Damenwelt bei ihren Ausfahrten sich des landesüblichen schwarzen seidenen Mantel-Umhanges und des langen, undurchsichtigen Schleiers bedient. Unter dieser Hülle stecken die „Herrinnen“ im Kostüm „à la Franca“ und denken nicht daran, den übelwollenden Mlemas zu Liebe die Pariser Mode abzulegen, um in die Ungehener der mohammedanischen Muderhosen zurückzuführen. Mit der europäischen Mode hat auch in guten und vorurtheilsfreien Häusern die europäische Erziehung ihren siegreichen Einzug gehalten, denn manche fränkische Lehrerin unterrichtet die Kinder eines Harems in den europäischen Sprachen und Wissenschaften, sowie in der Musik. Die Ausbildung der Knaben und Mädchen läßt an Erfolgen wenig zu wünschen übrig, wenn auch die Religion des Propheten der freien Entwidlung mancher unüberwindliche Hinderniß in den Weg legt. Mir selber ward einst die unvermuthete Auszeichnung zu Theil, durch einen schwarzen Eunuchen von einer vierzehnjährigen morgenländischen Prinzessin zur Tafel geladen zu werden, um mich auf den Wunsch ihres Vaters von ihren Kenntnissen zu überzeugen. Umgeben von ihren Erziehern, empfing mich die europäisch gekleidete junge Dame in ihrem Garten, bat mich um meinen Arm und ließ sich von mir zu Tische führen. Ich war, offen gestanden, verlegener als die Prinzessin, welche eine amnuthige Unterhaltung bald in französischer, bald in englischer Sprache zu führen verstand und bis ins Einzelne hinein allen Regeln der europäischen Etikette entsprach. Ich sah an ihrer linken Seite und hatte dadurch die günstige Gelegenheit, mit ihr unmittelbar und in nächster Nähe zu sprechen.

„Ich bewundere Ihre Kenntnisse, Prinzessin,“ bemerkte ich einmal, „und beglückwünsche Seine Hoheit, Ihren Vater, eine Tochter zu besitzen, welche an gründlicher Ausbildung keiner europäischen Dame nachsteht.“

Sie sah mich mit ihren großen leuchtenden Augen durchdringend an. „Glauben Sie das wirklich und halten Sie mich deshalb für glücklich?“

„Sicherlich,“ war meine Antwort; „denn Bildung adelt den Geist und das Herz und lehrt uns den eigentlichen Werth des Lebens im höchsten Sinne des Wortes schätzen. Ihre Zukunft kann und wird nur, so Gott will, eine glückliche sein.“

Sie lächelte schmerzlich und senkte das liebe Köpfchen. Dann sprach sie leise und mit sichtbarer Beherrschung ihrer innersten Empfindungen die inhaltschweren Worte: „Der Genuß der Bildung, o Bey, beruht auf dem Verkehr mit gleich gebildeten Seelen, welche uns begreifen. Wie lange wird es dauern, so sperrt man mich in einen goldenen Käfig, und das arme Vögelchen wird aufhören zu singen und seine Flügel hängen lassen und eines Tages todt auf dem Sande im engen Gefängniß da liegen. Das wird das ganze Glück meiner Zukunft sein.“

Sie hatte einen prophetischen Ausspruch gethan, die arme Prinzessin. Ein Jahr später wurde sie aus polnischen Familienrücksichten gezwungen, ihre kleine Hand einem rohen und ungebildeten Manne zu reichen. Wenige Monate nach ihrer Vermählung traf mich die erschütternde Nachricht, daß die Frau Prinzessin R. . . . infolge eines plötzlich ausgebrochenen Nervenfiebers aus dem Leben geschieden sei, tief bejammert von dem trauernden Vater, allgemein beklagt von der Bevölkerung, welche selbst die dicken Haremsmauern nicht hatten verhindern können, die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Gemüthes und ihres Herzens kennen zu lernen.

Arme Prinzessin! Arme Orientalinnen, deren Frauenleben ausschließlich dem Dienste eines fremden Mannes gewidmet ist, welcher das dargebrachte Opfer der Herzensneigung nur von dem Standpunkte eines geschäftlichen Kaufes aus betrachtet! Fast könnte man Glad zu der Unbildung wünschen, welche die Masse beherrscht und ihr Loos erträglich macht. Die Frau von Bildung und Geist läßt sich in keinen Kerkel sperren; nur an der Seite eines geliebten Mannes findet sie im Zusammenhange mit der Außenwelt die Lust und die Kraft, ihrem Berufe zu leben und das Dasein ihrer Umgebung mit den freiwilligen Opfern ihrer Liebe zu schmücken.

Kadaver verboten.

### Pariser Typen und Schwärmerieen.

Von Eugen von Jagow.

**D**as Leben in den Pariser Clubs, das Spiel, der Sport und was noch sonst dazu gehört, wird alljährlich, wie sich statistisch nachweisen läßt, so Manchem verhängnißvoll, den man für einen kleinen Rothschild hielt. Unter diesen Opfern, von denen auch einige durch Selbstmord enden, bildet der fils de famille, der Sohn aus guter Familie, einen hohen Procentfuß. Ein- oder zweimal zahlt die Familie die sich auf Hundertausende belaufenden Schulden, sodast der schier Unverbesserliche, der in der That weiter keine Beschäftigung hat, noch einige Monate oder Jahre länger des Morgens hoch zu Ross im Bois de Boulogne paradiert und bei den five o'clocks des Tagesgeschmacks den belles mondaines den Hof machen kann. Dann aber verliert die Familie, die nicht mehr so reich ist, wie vor der großen Revolution, Geduld und Hoffnung, und der treßliche Sohn verschwindet mit der Hast einer Sternschnuppe von dem Firmament des Clubs. Was wird aus ihm?

Die Beantwortung der Frage erheischt einen kurzen geschichtlichen Rückblick, der gleichzeitig ein literarhistorischer ist. In Augier's „Schwiegerjohn des Herrn Poirier“, in Dumas'



„Halbwelt“, kurz in einer großen Zahl von Theaterstücken und Romanen eines schon weit zurückliegenden Zeitabschnittes geht der junge Mann nach Algerien, schlägt sich mit den Arabern herum, kehrt mit dem Kreuze der Ehrenlegion zurück, das damals noch nicht von Wilson verkauft wurde, erhält die Vergebung Aller, und Fortuna schüttet von Neuem ihr Füllhorn über ihn aus. Dieser Schluß ist natürlich durchaus romanest. In Wirklichkeit erlag unser Held gar häufig den Waffen des heimtückischen Gegners, den Anstrengungen und dem Klima, oder er verschwand in der Armee und tauchte niemals wieder auf den großen Boulevards auf. Es ist übrigens bezeichnend, daß die öffentliche Meinung in Algerien eine Art von freiwilligem Verbannungsort, in dem Anziehen des Soldatenrockes eine Art von Degradation sah, daß in dem vor- genannten Dumas'schen Stücke die Nichtshuer der Pariser Clubwelt dem Vaterlandskämpfer und Soldaten als geistig weit überlegen dargestellt werden. Diese Thatsachen stehen, beiläufig bemerkt, in einem seltsamen Widerspruch zu der militärischen Großsprecherei der Franzosen.

Als nun Algerien völlig erobert war und die Aufstände seltener wurden, da fiel das Fort, was die Abenteuer-Naturen der goldenen Jugend thatsächlich am meisten angelockt hatte: die Aussicht auf neue Abenteuer. Der strenge Dienst erschreckte sie, ihre Heine war unaufrichtig und ihre Sühne verdiente mithin keineswegs eine dichterische Verherrlichung. Der heruntergekommene fils de famille hörte auf, nach Algerien zu gehen, er wählte ein bedeutend näher liegendes Reiseziel: die Pariser Börse. Er erschlug keinen Araber mehr, sondern seine Mitbürger, den kleinen Rentier vor Allen, der natürlich ebenso gut von dem Speculations-Fieber ergriffen wurde, wie alle anderen Klassen der Gesellschaft. Der fils de famille tilgte seine Schuld und bisweilen auch seine Schulden durch Jobbern und Fixen. Aber ach, es kam der Krach, und die modernen Speculationen in Rio Tinto sind mit denen verglichen, welche während der Glanzzeit der Union générale und des Mobilier espagnol ganz selbstverständlich erschienen, nur ein Kinderpiel. Der fils de famille wurde nunmehr europamüde, und da Tongking schrecklich weit und überdies das gelobte Land der Cholera, der Schwarzflaggen und des Pöbels ist, so zieht er es, friedlich geworden, jetzt vor, seine im Café Anglais, bei Vignon oder in der Maison dorée erworbenen Kenntnisse in America zu verwerthen und sich als Kellner anwerben zu lassen. Freilich bleibt der *decavé*, wie man sich im Pariser Argot ausdrückt, bisweilen auch in der Stadt, die er dereinst durch seine Verschwendung in Erstauen gefest hatte. Das hängt natürlich von dem Grade seines Ehr- und Schamgefühls ab. Nicht Jedem ist's gegeben, mit dem Gleichmuth eines gewissen Marquis vor dem berühmten Café Tortoni ein Kamel, das letzte Ueberbleibsel des väterlichen Vermögens, vorzuführen, um den Taschen der Gäste, der ehemaligen Freunde und der Vorübergehenden einige Sons zu entlocken.

Daß der fils de famille im Auslande bisweilen auch als Hochstapler endet, versteht sich von selbst. Doch überlassen wir ihn seinem Schicksal und beschäftigen wir uns lieber mit demjenigen Hochstapler, welcher in Paris sein Unwesen treibt.

Dieser vornehme Ausländer führt den Spitznamen *rastaquouère*, oder richtiger *rastacouère*, nachdem berühmten Marquis Don Inigo Rastacouère, welcher vor Jahren im Hotel du Louvre abstieg und durch seine Grandezza, seine Brillantringe und Perlen als Bufenkäuf in der Pariser Gesellschaft solches Aufsehen erregte, daß man sich um ihn und um die südamerikanischen Oden riß, welche er zu verschaffen versprach und welche natürlich ebenso illusorisch waren, wie sein Marquis-Titel. Rastacouère, welcher einer ganzen Gattung von Schwindlern seinen Namen gegeben hat, war vermuthlich nicht der Erste dieses Stammes, sicherlich aber nicht der Letzte. Seine Nachfolger sind Ungarn, Spanier, Russen, Italiener, bisweilen Alles in einer Person. Je nach dem Bedürfniß nämlich ist man in dem einen Salon dies, in dem anderen jenes, und dazu übrigens fast immer ein „Grec“, wie in Paris der für die Griechen nicht eben schmeichelhafte Spitzname der Falschspieler heißt. Alle diese Herren richten sich in der Wahl ihrer Nationalität ganz nach der Mode, nach den Schwärmerien des launischen Paris, das heute mit Kioquet „vivo la Pologne, monsieur!“ ruft und morgen „vivo la Russie, majesté!“ Die Zeit der Polenschwärmerei ist vorüber, und der „ritterliche Ungar“, noch mehr aber der Unterthan des gewaltigen Czaren, „Russe von Geburt, Pariser von Geist“, ist jetzt Hähnchen im Korbe. Alle Welt schwärmt für Turgenev, Dosto-

jewski und Tolstoi, was Wunder, daß jetzt aus Rastacouère ein Rastacouère geworden ist, ein Name, der ja nicht imaginärer ist, als der andere. Ein Pariser Journalist erzählt von einem Hochstapler, dessen Brust so mit Orden behangen gewesen sei, daß sie ihm das Pastron hätten erlösen können. Natürlich tadellose Kleidung und Wäsche, worauf der *rastaquouère* einen besonderen Werth legt, und was ihm um so leichter wird, als er keine Rechnung ja doch nicht bezahlt. Sein Ahne hat mit Zwan dem Schrecklichen Bräuderchaft getrunken, aber das ändert an der Thatsache nichts, daß er bisweilen nicht zehn Francs in der Tasche hat. Er dinirt immer bei seinen Bekannten, ist für Drei, bleibt bis zum Schluß der Gesellschaft, um am Vesper, um fünf Uhr Morgens, zu frühstücken, während die anderen Gäste das soupirer nennen. Er frühstückt stark, denn bis acht Uhr Abends, bis zur Dinerstunde,



Prinzessin Alexandra von Wales. — Siehe Seite 63.

zieht er die Schmachtriemer an. Man sollte meinen, daß sich das Parasitenthum kaum zu höherer Vollendung entwickeln ließe, es sei denn, daß man sich auch noch für die Mühe des Essens bezahlen läßt. Und das kommt in der That vor. Es reisen nämlich nicht selten reiche Ausländerinnen, die man natürlich nicht mit den zahlreichen Rastacouères weiblichen Geschlechtes verwechseln darf und welche das von Offenbach geschilderte Leben gründlich kennen lernen möchten, ohne männliche Begleitung nach Paris.

Mit dem Fremdenführer macht man oft üble Erfahrungen, und seine Gegenwart ändert überdies an der Thatsache nichts, daß man als alleinstehende Dame angesehen wird, und daß einem mander Salon verschlossen bleibt, dessen Inneres man gar zu gern kennen lernen möchte. Da stellt sich denn der *rastaquouère* zu rechter Zeit ein, um gegen eine Belohnung von vierzig Francs pro Tag, gegen freie Kost und Logis, den Gatten oder vielmehr den ehelichen Strohmann zu spielen, dessen Kälte gegen die angebliche Frau nur durch die Wärme übertröffen wird, mit welcher er täglich sein Geld einstreicht. Das Muster eines Ehemannes, wenn Mangel an Eifersucht als höchste Mannestugend angesehen werden darf!

Glücklicher Weise glänzen die wenigsten Ehemänner und Ehefrauen durch die Abwesenheit der Eifersucht, glücklicher Weise vor Allen für — die Scheidungsvermittler, welcher neue Beruf von Jahr zu Jahr bessere Geschäfte machte. Es ist allerdings wahr, daß der Grund, aus dem man ihre guten Dienste beansprucht, oft auch Gleichgültigkeit, ja Abneigung des einen Ehegatten wider den anderen ist. Der Leiter der Agentur, ein ehemaliger Polizeibeamter, der also zu seinem neuen Beruf die allerbesten Vorstudien gemacht hat, weiß in allen Fällen Rath. Nur ein Beispiel! Jemand kommt zu ihm und hält ihm etwa folgende Rede: „Ich bin verheiratet; der Dunkel meiner Frau, auf dessen Million ich bei der Eheschließung gerechnet hatte, hat ihr nichts hinterlassen, als seinen seidenen Schlafrock. Ich kenne eine sehr reiche Dame, von welcher ich wiedergeliebt werde...“ Der Agent unterbricht ihn.

„Ich verheirathe“, sagt er; „hegen Sie Verdacht gegen Ihre Frau Gemahlin?“ „Nein, leider nicht!“ — „Taus' pis! Dann kostet die Sache fünfhundert Francs mehr!“ Der Agent verfügt nämlich über ein Personal von jungen Männern und jungen Damen, von welchen die ersteren die Frau des scheidungs-lustigen Gemahls, die letzteren den Gatten der scheidungs-lustigen Gemahlin mit Liebesbriefen und Erklärungen zu bestürmen und in jeder Weise zu compromittiren haben. Geht das Opfer in die ihm gestellte Falle, — und Jama behauptet, daß dies, zumal bei den Männern, häufig geschähe, — so verläuft eben Alles nach Wunsch. Andernfalls bleibt nur das Mittel falscher Zeugenaussagen und das noch gefährlichere der Brieftäuschung.

Wie sieht von dieser Selbstsucht der scheidungs-lustigen Ehefrau der opferwillige Muth des weiblichen Arztes oder der Erzieherin ab! Welche Kämpfe hatte Frau Brös, die erste Pariser „Arztin“, zu durchkämpfen, nicht nur mit der Zweifelsucht, mit der Spottlust des Publicums, nein, auch mit dem Vorurtheil oder der Mißgunst der männlichen Amtsgenossen! Madame Brös ist gegenwärtig „officier de l'Academie“, ein Titel, der mir Anfangs drollig genug vorkam. Uebrigens giebt sich diese Dame, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, durchaus anspruchslos und weiblich. Die excentrischen Damen, denen man in der Ecole de Médecine und bei dem berühmten Nerven-Arzte Charcot bisweilen begegnet, und die sich durch männliche Allüren und kurzgeschneittenen Haar auszeichnen suchen, sind überhaupt viel seltener, als man wohl gemeinlich annimmt. Nachdem Frau Brös einmal die Bahn gebrochen hat, mehrt sich überhaupt die Zahl der weiblichen Aerzte, welche meist nur Frauen und Kinder behandeln, in Paris alljährlich. Die Frage liegt nahe: woher die Anregung zum Studiren der Medicin für ein weibliches Wesen? Ein Beispiel für viele, eine einfache, aber recht plausible Geschichte! Eine ehrenwerthe Familie aus der Provinz, fünf Kinder, starker Geldverlust, Tod der Eltern. Die älteste Tochter wird zur *petite mere*, erlernt die lateinische Sprache, um die Bräutchen zu unterrichten, und — der Appetit kommt beim Essen, wenn ich mich dieses Sprichworts bedienen darf, das insofern freilich nicht ganz zutrifft, als, — wenigstens in den ersten Zeiten, — das Essen häufig fehlt, um den Appetit von vier kleinen Mäulern reizen zu können. Aber Geschwisterliebe, Liebe zur Arbeit, Ausdauer und Charakterstärke überwinden alle Hindernisse, selbst das Vorurtheil der Verwandten.

Die zahlreichen, in Frankreich besonders zahlreichen und überdies kostspieligen Examina werden bestanden, die Geschwister haben eine gute Erziehung erhalten und die junge Dame ist zu einer angesehenen Arztin geworden, die auch noch Zeit zur Mitarbeit an medicinischen Blättern findet.

Statt die Medicin zu studiren, hätte die junge Dame — so wird vielleicht manche Leserin denken, — auch ihr Lehramt forsetzen und sich dem Schulfache widmen können. Unseliges Schicksal, des der meisten der armen Erzieherinnen harret, und zwar nicht nur der Deutschen, die selbstverständlich vor einem Aufenthalte in Paris auf das Dringendste gewarnt werden müssen! Ich erinnere an die „fourchambault“ Augiers, aus denen man deutlich ersieht, wie wenig die Erzieherin und Lehrerin in den französischen Familien geachtet, wie sie fast als Diensthöbe angesehen wird. Darüber giebt auch das merkwürdige Ceremoniell Aufschluß, den sich dieselbe in den vornehmen Häusern des Faubourg Saint-Germain zu unterwerfen hat. Einige, der Wirklichkeit entnommene Begebenheiten werden übrigens von jenen Märtyrern am besten einen Begriff geben. Vor etlichen Monaten wurde eine junge Dame in Männerkleidung in dem Augenblicke verhaftet, wo sie sich in



einer Suppen-Anstalt, wie man es in Deutschland nennen würde, eine Portion unentgeltlich verabreichen ließ. Es war eine Lehrerin, die noch dazu ihre Gramina gemacht, aber bei dem viel zu großen Angebot darum doch keine Anstellung gefunden hatte, und sich nun ihres Bettler-Cleuds schämte. In dem verrufenen Frauen-Gefängniß von Saint-Lazare fand man kürzlich inmitten der verworfensten Gesellschaft zwei Lehrerinnen. Die eine hatte, trotz ihres Diploms in der Tasche, monatelang keine Beschäftigung gefunden, sodas ihre Toilette schließlich fast der einer Straßen-Bettlerin glich. An einem der großen Mode-Magazine vorübergehend, hatte sie der Versuchung nicht widerstehen können, ein Stückchen von dem ausgelegten Zeuge zu nehmen, um damit ihr Kleid zu flicken. Dabei war sie ertappt worden und büßte nun ihre kleine Schuld in der Gesellschaft berufsunfähiger Diebinnen. Das Schicksal der anderen Lehrerin war fast noch tragischer. Sie gab in einer Mädchen-Pension Musik-Unterricht und fröhnte dabei einer an sich gewiß recht harmlosen Leidenschaft, welche der Vorsteherin indessen aus irgend welchen Gründen mißfiel, der des Romanischreibens nämlich. Vor die Wahl gestellt, einer jener beiden Thätigkeiten zu entsagen, zauderte die Lehrerin keinen Augenblick: sie steckte ihr kostbares Manuscript in die Tasche und empfahl sich. Aber leider fand sich für ihr Werk kein Verleger; ihre Erparnisse waren schnell aufgezehrt, sie wurde obdachlos und schließlich als Vagabondin in das Central-Depot der Polizei-Präfectur geschickt. Man hatte mit ihr um so mehr Erbarmen, als die Unglückliche blind war; man bot ihr Almosen, doch sie wies dieselben stolz zurück. Sie forderte nichts, — als einen Verleger.

Vor noch nicht langer Zeit zog man eine Selbstmörderin noch rechtzeitig aus den Kluthen der Seine. Der Polizei-Commissar, vor den sie, bebend vor Frost und Erregung, geführt worden war, ließ es nicht an der üblichen, väterlichen Ermahnung fehlen. Aber sie suchte nur die Achseln. Was konnte seine Moral-Predigt an der traurigen Wirklichkeit ändern, an jener banalen Geschichte, welche der Polizei-Commissar von ihren Schicksalschwwestern schon so manchemal gehört haben mochte, und welche immer dieselbe ist! Zuerst vergebliche Bemühungen um eine staatliche Anstellung, dann um eine private. Der Wettbewerb ist gar zu groß und der Agent, an den sich die Unglückliche wendet, ein wahrer Blutsauger. Unter dem Vorwande, daß ihre Toilette nicht elegant genug sei, leiht er ihr eine prunkende, macht sie so zu seiner Schuldnern, verschafft ihr dann eine Stellung in einer zweifelhaften Pension, wo sie Jahre lang auch nicht einen Sous von ihrem Gehalte bezieht, da dasselbe von dem Agenten eingezogen wird. Und das ist noch nicht das schlimmste Los, welches der Unglücklichen von den patentirten Seelenverkäufern bereitet werden kann. Die Stadt aber, wo sich dies und Aehnliches zuträgt, nennt sich mit Vorliebe — die Lichtstadt.

## Aus der Frauenwelt

**Meran.** — Vor kurzem ist hier die Freifrau Jenny von Schleinitz im Alter von 86 Jahren gestorben. Die Verbliebene hat im Leben des Kaisers Wilhelm einmal eine bedeutende Rolle gespielt, indem sie ihm in einer sehr gefährlichen Situation einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Als am Abend des 19. März 1848 der Prinz von Preußen in seinem Palais unter den Bänden von der wüthenden Volksmenge bedroht wurde, flüchtete er mit der Prinzessin Augusta und zwei Hofdamen durch eine Hintertür des Palais und fuhr zu dem Geheimrath Baron Schleinitz, der damals in dem „Karlsbad“ genannten Theile Berlin's wohnte. Dort versteckte sich der Prinz Wilhelm um und legte die von der Baronin Schleinitz aufbewahrten Civilkleider ihres verstorbenen Stiefvaters, des Generals von Nöhlke, an, indem er zugleich seinen Degen der Baronin zur Aufbewahrung übergab. Der Prinz und die Prinzessin fuhren darauf als Geheimrath und Geheimrätthin von Schleinitz nach Spandau, während der Geheimrath selbst, als Bedienter verkleidet, seinen Platz auf dem Boot einnahm. Von Spandau aus begab sich der Prinz mit seiner Gemahlin nach England. Inzwischen gerieth aber Baronin Schleinitz in Berlin in große Gefahr, indem es bekannt wurde, daß der Prinz sich in ihre Wohnung begeben hatte, und dieselbe durchsucht wurde, weil man glaubte, daß er sich daselbst noch verborgen halte. Prinz Wilhelm von Preußen bewies dem Geheimrath und der Geheimrätthin später seinen Dank bei jeder Gelegenheit. Baron Schleinitz wurde Regierungspräsident zuerst in Bromberg, dann in Trier und erhielt oft Besuche des Prinzen von Preußen, sowie anderer Mitglieder des königlichen Hauses. Nach dem im Jahre 1865 erfolgten Tode des Freiherrn von Schleinitz ließ der König die Witwe im Bezuge aller Personalzulagen ihres Gatten. Seit dem Jahre 1880 lebte Baronin Schleinitz in Meran. Sie war eine Frau von hoher geistiger Begabung und ungemein kräftigem Willen und Charakter.

**London.** — Der Prinz und die Prinzessin von Wales feierten am 10. März d. J. das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Infolge des Ablebens des deutschen Kaisers Wilhelm I. unterblieben aber alle in Aussicht genommenen größeren Festlichkeiten, und das hohe Paar begnügte sich, die Glückwünsche der fürstlichen Verwandten sowie der Hofwürdenträger und hohen Staatsbeamten entgegenzunehmen. Die Prinzessin Alexandra von Wales, deren Bild wir auf Seite 62 bringen, ist die Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark; sie erblickte in Kopenhagen am 1. December 1844 das Licht der Welt und verlebte ihre Jugend theils in ihrer Vaterstadt, theils auf einem herrlich gelegenen Lustschlosse am Dorejund. Sie zählte noch nicht zwanzig Jahre, als der junge und schöne Thronfolger England's, der Prinz Albert Eduard von Wales, um ihre Hand anhielt. Am 10. März 1863 wurde die Hochzeit in London gefeiert, der Schwerpunkt der

Feierlichkeit jedoch auf den Wunsch der Königin Victoria, die noch tief und schmerzlich den Verlust ihres erst zwei Jahre vorher verstorbenen Gatten betrauerte, nach dem stillen Windsor verlegt. In Frogmore-Lodge, einem im Parke von Windsor-Gastie gelegenen Landhause, nahm das neuvermählte Paar seinen Wohnsitz, und hier schenkte Alexandra am 8. Januar 1864 dem ersten ihrer Kinder, dem Prinzen Albert Victor, das Leben. Das war zu einer Zeit, da über ihr schönes Heimathland wider Kriegessturm trauete, und banges Herzens mag die Prinzessin damals oft ihrer hohen Eltern gedacht haben, deren Thron durch die Aufstände in Kopenhagen bedenklich erschüttert wurde. Mit ihrem Gatten hat Alexandra stets in glücklichster Harmonie gelebt, trotzdem Prinz Albert oft monatelang auf Reisen weilte und seine Gemahlin allein in England zurücklassen mußte. Fünf blühende Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, verschönten ihre Einsamkeit. Prinz Albert Victor dient nunmehr als Lieutenant im 10. Husaren-Regiment, während der am 3. Juni 1865 geborene Prinz Georg der Marine angehört.

Zu Anfang der achtziger Jahre bildete sich in England eine Gesellschaft, deren Zweck die Reform der weiblichen Kleidung ist. Dieser Verein, an dessen Spitze die Viscountess Haberton steht, hat hauptsächlich dem Corset und dem losen Rocke den Krieg erklärt. Wenn die Frau Präsidentin auch in ihrer Broschüre „Reform in Dress“ die Mängel dieser beiden Hauptgegenstände des weiblichen Anzuges mit den schwärzesten Farben malt, so sind ihre practischen Versuche, eine natürlichere Tracht einzuführen, kaum glücklicher ausgefallen, als das vor etwa zwanzig Jahren erfundene Bloomer-Kostüm, welches damals eben so rasch von der Bildfläche verschwand, wie es aufstauete. Das Corset soll ganz verboten werden und an die Stelle unseres heutigen Rockes eine Art Beinleid treten. Bemerkenswerth ist es, daß die Reformatorinnen selbst, trotz allen Eifers, nicht den Muth besitzen, sich in dieser Toilette öffentlich zu zeigen, sondern den „getheilten Rock“, divided skirt, unter einem Ueberwurfe verbergen, welcher die gerühmten Vortheile der Rational Dress wieder aufhebt und zu der Lächerlichkeit dieser Tracht noch die Geschnacklosigkeit fügt. Wir machen bei dieser Gelegenheit unsere Leserinnen darauf aufmerksam, daß wir in der Nummer vom 16. Juli 1883 die Frauenkleider-Reform in England eingehend besprochen haben.

## Die Mode

Radbruch auch im Einzelnen verboten.

### Berliner Frühjahrs-Toiletten.

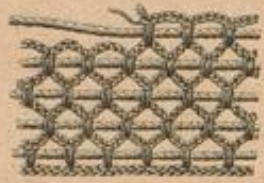
Mit jedem Jahre erscheint es schwerer, zu Beginn der Saison auf diesem oder jenem Gebiete ein übersichtliches Bild der vorhandenen Neuheiten zu geben, denn immer mannigfaltiger werden die



Berliner Frühjahrs-Toiletten.



Schöpfungen der Mode; während sonst die Wahl zwischen zwei bis drei feststehenden Grundtypen nicht allzu schwer war, ziehen jetzt Hunderte verschiedener Formen in bunter, sich überstürzender Hast an uns vorüber. Das gilt namentlich von den Hüten, bei denen die sonst übliche Unterscheidung zwischen runder und geschlossener (Capote-) Form kaum mehr zutrifft, da die eine in die andere häufig übergeht. Der Capote-Hut zeigt Kopf und Krempe entweder sehr klein, oder zu anliegendem, etwas geradem, edigen Kopf eine vorn breite, abstehende Krempe, die innen eine Schleife oder Blume füllt. In letzterer Art herrscht die „Empire“-Form vor, über deren Rand noch eine Spitze fällt. Hier wie an allen Capote-Hüten steigt die Garnitur in der Mitte litzengerade auf; überhaupt ist eine seitwärts angebrachte Garnitur nur gestattet, wenn sie den typischen Charakter, das Schmale, Festhängende der Seiten nicht beeinträchtigt. Bei den runden Hüten nehmen die Krempen, die meist tellerrund, doch auch häufig nach vorn weit vorgeschoben sind, die willkürlichsten Formen durch Biegen an, immer aber übertrifft die Garnitur bedeutend selbst hoch aufgeschlagene Krempen. Die zur Ausstattung dienenden Bänder wechseln in den verschiedensten Breiten: das Picot-Band tritt wieder in den Vordergrund und an seine Stelle abgeschattetes, gestreiftes Faile- oder abgeschattirtes Changeant-Band. Die Bindebänder der Capote-Hüte können schmal oder breit, vorn oder seitwärts gebunden sein, oft fallen sie auch gänzlich fort oder werden durch einen Gazeschleier ersetzt, den man leicht um den Hals legt und der sich auch häufig den runden hohen Hüten zugesellt. Der beliebte, gitterartige Goldstoff zur Bekleidung der Capote-Formen läßt sich auch in Häkelarbeit mit feinem Goldnähchen und bronzefarbener Seide imitieren, wie die kleine dargestellte Probe deutlich lehrt.



Auch von den Mänteln wäre viel zu melden, doch können wir nur das Markanteste hervorheben, das in den kurzen, zwei- und dreifachen Pelzinen, letztere „Tosca“ genannt, besteht, sowie in der Paffe oder der paffenartigen, glatten oder gefalteten Garnitur. Zur Ausstattung bevorzugen die Mäntel, gleichviel, ob sie in Notonden- oder Dolman-Form erscheinen, die Lihen-Garnitur, welche unter den verschiedensten Formen auftritt und sowohl allein, wie in Verbindung mit Schnüren mancherlei Art den ersten Rang einnimmt. Auf die Verschürungen der kurzen Paletots ist zum Deuteren hingewiesen worden; sie seien daher nur nebenbei erwähnt.



Wie bei den Umhängen jeder Art, so ist auch bei den Kleidern der Lihensack (siehe das der heutigen Nummer beiliegende Extra-Blatt) an der Tagesordnung; in Gestalt breiter Vorten, die oft wie prächtige Guipure-Arbeit wirken, tablierartig als Vorder- oder Seitenbahnen und endlich zusammenhängender Taillen-Garnituren, die auf der Schulter oder im Taillenschluß schöne Bauschleifen bereichern. Schmale Vorten steigen zwischen den doppelten Talschlitzen der Röcke empor, breitere Vorten umsäumen Rock oder Ueberkleid, weich letzteres neben dem sogenannten „englischen Kostüm“, — bestehend aus glatter, kurzer Schoßtaile und glattem, nur oben leicht gerostem Rock, (siehe die Abb. 40—41 der Nr. vom 18. März d. J.) — sich besonderer Gunst erfreut. Prinzessförmig geschnitten oder dem Taillensack aufgesetzt, öffnet sich das Ueberkleid beliebig über einer gefalteten oder glatten, meist mit Lihensack reich verzierter Bahn. Doch auch die lange Draperie steht noch immer in berechtigtem Ansehen, nur darf sie nicht gleichseitig geordnet sein, die ganz kurze Schärpen-Draperie wird dagegen zu Gunsten des englischen Kostüms ein wenig in den Hintergrund gedrängt. Die von der Taille absteigenden Ärmel haben sich von der Gesellschafts-Toilette auf das Promenaden-Kostüm übertragen, doch verlangt die Mode, daß Ärmel und Rock übereinstimmen, ebenso wie Taille und Draperie. Die Vorliebe für Paffen und Paffen-Garnituren macht sich an den Taillen nicht weniger als an den meist absteigenden Ärmeln geltend; solche aus Jersey-Gewebe erhalten sich durch ihre praktischen Vorzüge noch immer in Gunst, trotzdem die Anforderungen der Geizhals manchen gegen sie einwenden dürften.



Luch und Diagonal-Stoffe herrschen vorläufig noch uneingeschränkt; breitgestreifte Planelle wagen sich schüchtern hervor und die abgeschattirt gestreiften Cheviot-Gewebe bieten, mit gleichem, einfarbigem Stoff zusammengestellt, reizende Kostüme für wärmere Frühjahrsstage, an denen man bereits der Schirme zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen bedarf. Die Schirme, meist Entoutas, sind durchgehends groß und die schönen Gestelle mit geschmackvollen Griffen aus Bronze, Porzellan oder geschnittenem Holz ausgestattet. Ein reicher Bandschmuck zeichnet selbst den einfachsten diesjährigen Schirm vor dem des vergangenen Jahres aus.

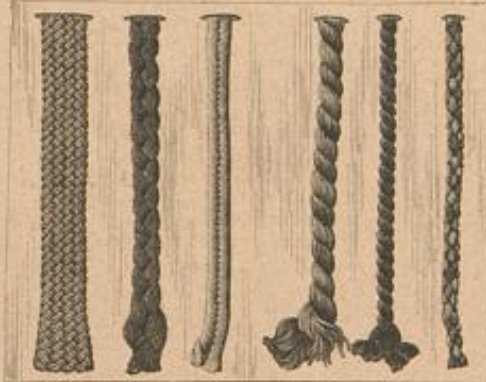
Es ist kaum möglich, von einer typischen Haarfrisur zu reden, denn im Theater und Concert wie in der Gesellschaft kann man fast an jeder Dame ein anderes individuelles Arrangement bewundern. Neben den niedrigen Haarfrisuren erfreut sich die Flechtentzweige, wie sie Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich trägt, großer Gunst, allein nur Wenige sind, wie die hohe Frau, im Besitz einer solchen Fülle langen Haares, wie diese leidtsame Tracht sie erfordert. Eine andere Frisur besteht gleichfalls, wie aus der Abbildung hervorgeht, aus zwei, hoch am Hinterkopf beginnenden Flechten, die, durch einen hohen Kamm geführt, sich über das Schild desselben nach vorn legen. An der zweiten dargestellten Frisur bilden vom Vorder- und Hinterhaar arrangirte Büschel eine Art Kränzen, dem sich hinten ein großer Schmetterling aus Federn oder Spitze oder auch eine feste Bandschleife anschließt.

# Handarbeiten

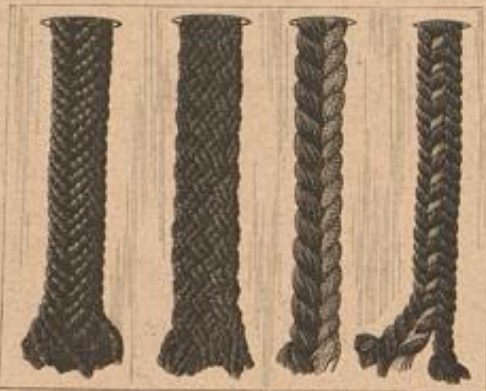
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Nr. 5. Flachstickerei. — Die mit naturgroßen Einzelheiten mit den Abb. 59—60 der Nr. vom 1. April d. J. dargestellte Decke zeigt im Zusammenhange das Muster der heutigen farbigen Beilage, welche den Reiz der künstlerisch gewählten Farben zur Geltung bringt. Ueber die bekannte Technik ist nichts hinzuzufügen, zumal alles Weitere die Beschreibung der oben genannten Decke enthält.

**Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung.** Nr. 18. Lihen-Befähe. — Die nachstehenden Illustrationen veranschaulichen Proben verschiedener, theils einfarbiger, theils mit Metallfäden durchwebter Lihen und Schnüre, welche sich ebenfalls zur



Herstellung der mit dem Extra-Blatt Nr. 18 dargestellten Lihen-Befähe eignen, die auch augenblicklich zur Trauer so vielfache Anwendung finden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

# Wirtschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Indem wir nachfolgende Recepte veröffentlichen, möchten wir denjenigen unserer Leserinnen, die Freude an derartigen Versuchen finden, noch einmal, wie früher an anderer Stelle, empfehlen, es selbstständig mit der Bereitung von „Gefrorenem“ zu versuchen. Es ist ein durchaus überwundener Standpunkt, anzunehmen, dasselbe könne nur von Conditoren oder Köchen gut bereitet werden, oder es herzustellen, sei mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Von den bereits für den Wirtschaftsbetrieb vorhandenen Eismaschinen sind verschiedene, namentlich die Reibinger'sche, vortreflich, doch bedarf es einer solchen Anschaffung gar nicht; ein Holzweimer, eine Gefrierbüchse von Kupfer oder Blech und ein hölzerner Spatel sind die einzig erforderlichen Requisiten. Mit diesen läßt sich jedes beliebige Gefrorenem unter nicht größerer Mühe, als eine gewöhnliche süße Speise und mit oft noch geringeren Ausgaben herstellen; jedenfalls wird man dasselbe für den vierten Theil des von den Conditoren geforderten Preises beschaffen können. Man beachte nur Folgendes. Es ergibt sich die größte Kälte-Erzeugung aus der Mischung von je 1/2 Kilo Salz zu 1 1/2 Kilo Eis, und zu einer für 12 Personen ausreichenden Form bedarf man 4 1/2 Kilo (9 Pfd.) Eis, 1 1/2 Kilo Salz; der Billigkeit wegen bedient man sich des roth oder schwärzlich gefärbten Viehhalzes, das alle Drogen-Geschäfte führen, auch vertritt im Winter Schnee vollständig die Stelle des Eises. Letzteres wird, am besten in einem Sack, zu etwa haselnußgroßen Stücken zerhacken, abgewogen und lüchlig mit dem Salz verrührt in den Holzweimer geschüttet. Nun setzt man die bereits verditte Crème durch einander, schließt die Büchse, verklebt die Fugen des Deckels gut mit einem Stück Butter. Ist dies geschehen, so hat man beim Schmelzen des Eises nicht ein Eindringen des Salzwassers zu fürchten, das im Uebrigen dem Gefrier-Proceß nur günstig ist, und kann die Form ohne jede Beunruhigung bis zur Zeit des Servirens ruhig stehen lassen. Bemerkte sei, daß man die Dauer des Gefrierens einer Form von 1 Liter Inhalt auf 2 Stunden bemittelt.

**1328. Gefrorenes von Kaffee.** — Man bramt 125 Gr. Wococabohnen hellbraun, schüttet sie in 1 1/2 Liter (1 Quart) kochende Sahne und läßt sie, fest verdeckt, in dieser eine Weile ansiehen. Ist dies geschehen, so gießt man die Sahne durch ein Haarsieb, giebt sie mit 375 Gr. Zucker in eine Kasserole und giebt sie, sobald sie zu kochen beginnt, mit 12 in etwas Sahne klar gequirten Eigelb zu einer dicken Crème auf, die man unter fortwährendem Rühren sich abkühlen läßt.

**1329. Gefrorenes von Apfelsinen.** — 1 Kilo Zucker wird in einem Liter Wasser klar gelocht und ausgeschäumt, dann wirft man die feingehälte Schale einer Apfelsine hinein und thut, sobald der Zucker erkaltet ist, den Saft von 2 Citronen und 6 Apfelsinen hinzu.

Die nachstehenden Abbildungen, — eine Ergänzung der in den Nummern vom 26. Februar und 11. März d. J. dargestellten Tafelgeräthe, — veranschaulichen zunächst mehrere der Königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin entnommene Dessert-Teller, deren Werth die Ausstattung von Künstlerhand noch erhöht. So zielt z. B. den mittleren Teller ein von der bekannten Malerin Frau Vegas-Parmantier ausgeführtes Motiv. Das sich der russischen Köffel-Form anlehrende Eis-Service aus oxydirttem Silber mit gedrehten, vergoldeten Stielen zeigt Verzierungen im japanischen Geschmack, welche an einem anderen Service Ansichten von Berlin ersehen. Einzelne derartige Köffel werden gern als Andenken von Ausländern gekauft.



Dessert-Teller mit Malerei und durchbrochenen, decorirten Rändern.



Eis-Service aus oxydirttem Silber mit gedrehten, vergoldeten Stielen.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

- Kopfhare zu waschen.** — Kann mir Jemand ein gutes Mittel zum gründlichen Reinigen gebrauchter Kopfhare angeben? H. in R.
- Wartburg-Tischchen.** — Wer kann mir sagen, was man unter einem „Wartburg-Tischchen“ versteht? L. v. P. auf Schloß H.
- Schmetterlings-Sammlung.** — Wohin soll ich mich wenden, um eine schöne Schmetterlings-Sammlung, in welcher sich seltene Exemplare befinden und die aus vierzehn Glasfäßen besteht, verkaufen zu können? Amely H. in S.

## Antworten.

- Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.
- Ihregebäd Patience (Gebuld-Kuchen) (48).** — Man rührt 1 Kilo fein gestohenes Zucker mit 4 gelben und 2 ganzen Eiern eine halbe Stunde, thut nach Verlauf dieser Zeit 1/4 Kilo feinstes, trockenes Weizenmehl hinzu und setzt mit einem Eßlöffel Häufchen von der Größe eines Thalers in angemessener Entfernung auf einen Bogen starken weißen Schreibpapiers, giebt diesen auf ein Blech und bäckt die Kuchen in einem gut durchheizten, schon wieder etwas abgekühltem Ofen. Es muß das Gebäck oben glatt und glänzend bleiben, daher darf die obere Hitze nicht zu stark sein, und man muß die Kuchen, sollten sie sich zu färben anfangen, vorsichtig mit einem Bogen Papier bedecken, ohne sie jedoch im Baden zu stören. Die untere Seite muß ein hellgelbes Aussehen haben, und man schneidet die Pläthchen gern zeitig genug vom Papier, um sie dann noch ein wenig nachtrocknen zu lassen.
- Confirmations-Geschenk.** — Gewiß ist das theilbare Crucifix von Carl Lehner in Bad Köfen ein prächtiges Geschenk. Das „Adelbar“ besteht aus einem das Crucifix vom Bestanden entfernen und dann anhängen kann. Trotz des billigen Preises (5—6 Mark) ist die Ausführung eine vorzügliche.

**Besonderheiten:** Frühjahrs-Toiletten, Seite 63; A. Pader, W. Friedländer, 66. — Rästel, Seite 63; E. Reubthal, W. Brederscher Markt 9/10. — Hüte, Seite 63; Gewebe und Hartleil, SW. Krausenstr. 41. — Dessert-Teller mit Malerei, Seite 63; Königl. Porzellan-Manufactur, W. Leipziger Str. 137. — Eis-Service aus Silber, Seite 64; J. P. Werner, W. Friedländerstr. 173.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Modenbild, ein farbiges Stickmuster und ein Extra-Blatt.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.